

HANS SCHEMANN, *Idiomatik und Anthropologie. 'Bild' und 'Bedeutung' in linguistischer, sprachgenetischer und philosophischer Perspektive*, Germanistische Linguistik, Monographien 4, Hildesheim: Olms 2000, 207 Seiten

Hans Schemann, dessen intensive Forschungen auf dem Gebiet der Idiomatik zur Herausgabe zahlreicher idiomatischer Wörterbücher führte, dürfte jedem portugiesischen Germanisten eine bekannte Referenz sein, schon allein aufgrund des von ihm herausgegebenen 'Dicionário Idiomático português-alemão'. H. Schemanns enge persönliche Verbundenheit zu Portugal und der portugiesischen Sprache fand ihren Niederschlag zudem im 1993 erschienenen Essay 'Wo das Land aufhört und das Meer beginnt ... Portugal und die Portugiesen', und nicht zuletzt in seiner seit 1993 ausgeübten Funktion als Leiter der portugiesischen Abteilung des Instituts für Übersetzen und Dolmetschen der Universität Heidelberg.

In 'Idiomatik und Anthropologie' unternimmt H. Schemann den Versuch einer Auswertung des von ihm und seinen Mitarbeitern in 30 Jahren Forschungsarbeit zusammengetragenen, äußerst umfangreichen Materials an Idiombeständen. Diese Auswertung überschreitet deutlich den fachwissenschaftlichen Rahmen und erweist sich als eminent philosophischer Versuch die Möglichkeit der Entstehung von Sprache zu verstehen – "und nicht zu erklären" (S. 6). Dieser Diltheyschen Unterscheidung gemäß kennzeichnet H. Schemann seinen Ansatz auch als klassisch-geisteswissenschaftlichen (S. 5), der seine philosophischen Anleihen bei der Phänomenologie beziehungsweise Anthropologie Schelers und der Kulturanthropologie Rothackers nimmt.

Seine Hauptthese entwickelt H. Schemann auf dem explizierenden Hintergrund einer Analyse der idiomatischen Ausdrücke (des Deutschen) mit *Hand* sowie – an argumentativ wichtigen Stellen – weiterer Somatismen (idiomatischer Ausdrücke mit *Kopf, Mund, Auge*). Sie führen zu der Annahme, dass diesen Ausdrücken jeweils ein archetypisches oder Ur-Bild zugrundeliegt, das konstituiert wird durch anthropologische Grundfunktionen der entsprechenden Organe (bei *Hand* etwa *verfügen / wirken / (sich) ausdrücken*) und dadurch, dass es eine räumliche Gestalt aufweist (etwa *geschlossene/geöffnete Hand* [Hand]; *Kugel* [Kopf]). Dennoch ist dieses Ur-Bild nicht vollkommen fassbar, es ist, so betont H. Schemann, ein vorlogisches Ganzes (S. 36). In Verbindung mit bestimmten Richtungsgrößen, die wir uns – sozusagen a posteriori – mit Hilfe lokaler Präpositionen sprachlich veranschaulichen können, ist dieses archetypische Bild offen für verschiedene Bild-Bedeutungen (z.B. *aus der Hand, hinter der Hand* etc.).

Archetypisches Bild und Bild-Bedeutung sind nach H. Schemann noch vor- oder übersprachliche Gegebenheiten, sie werden erst zu Sprache oder in Sprache umgesetzt in einem Differenzierungs- beziehungsweise Fragmentierungsprozess, in dem spezifische Bildvarianten aus dem im Prinzip offenen und durch Potentialität gekennzeichneten archetypischen Bild-Ganzen herausgelöst und zu klar umgrenzten Bildern ausgeprägt werden (z.B. *die Hände frei haben*). Erst diese Bildbedeutungen (die Schreibweise ohne Bindestrich soll den kategorialen Unterschied zur ursprünglicheren Bild-Bedeutung kennzeichnen) führen zu den Sprachbedeutungen, das heißt den, auch in den verschiedenen Sprachen, je unterschiedlich realisierten Lexematisierungen. Diese Versprachlichung gelingt dem Menschen – so H. Schemann in expliziter Anlehnung an Descartes – aufgrund der Evidenz der Bilder und des menschlichen Vermögens der Deduktion, die selbst wieder auf Intuition gründet.

H. Schemann gelangt somit zum Postulat eines 4-Schichten-Modells (Bild – Bild-Bedeutung – Bildbedeutung – Sprachbedeutung), das einen jeglichen sprachgenetischen Vorgang erklären, oder besser: verstehen lassen soll. H. Schemann stellt sich damit in die Tradition der metaphysisch-anthropologischen Schichtenmodelle der philosophischen Anthropologie des beginnenden 20. Jahrhunderts, und vom oft so genannten Gründer der philosophischen Anthropologie, von Scheler, übernimmt H. Schemann dann auch den ergänzenden metaphysischen Rahmen, in den sich sein eigenes Modell problemlos einfügen lässt. (Der Rekurs auf die Kulturanthropologie Rothackers spielt meiner Ansicht nach keine so konstitutive Rolle im Begründungszusammenhang der Schemannschen Argumentation wie der auf Scheler). Im Spannungsfeld der Geist-und-Drang-Metaphysik Schelers rücken dabei die in der Scheler-Rezeption oft übergangenen 'Kräfte' der Phantasie und des Eros in den Vordergrund. Die Phantasie als ursprünglich formschaffende Kraft und der Eros als sublimierter Trieb mit Binde- und Gestaltfunktion avancieren bei H. Schemann zu zentralen Formprinzipien im Differenzierungsprozess der Sprachgenese. Reizvoll ist dieser Rekurs auf Scheler insofern, als es im Blick auf die menschliche Ontogenese durchaus sinnvoll erscheint, der Phantasie eine primordiale Funktion im Prozess der Sprachgenese einzuräumen (schon Embryonen träumen ...).

Gegenüber dem hier kurz skizzierten Schemannschen philosophischen Sprachgenesemodell bleibt jedoch einiges kritisch einzuwenden:

1) H. Schemanns Argumentation beruht auf einer ausschließlichen Analyse von Somatismen, beansprucht aber eine allgemeine und systematische Geltung für jedwede Art von Sprachgenese. H. Schemann ist sich dieses Anspruchs durchaus bewusst, denn er erhebt das idiomatische Sprachzeichen (eigentlich müsste es heißen: den Somatismus) in den Rang eines Symbols eines jeden sprachlichen Zeichens (S. 69). Die Begründung jedoch bleibt uns H. Schemann schuldig, sie bedeutete aber auch eine Ausweitung der Fallstudien auf einen wesentlich erweiterten, eben auch nicht-idiomatischen Sprachkorpus.

2) Es soll nicht in Frage gestellt werden, dass der Schemannsche Ansatz einen überaus interessanten Beitrag zur Frage der Sprachgenese stellt, zumal die philosophische Grundthese, dass Sprachgenese als Restriktionsprozess ursprünglicher diffuser Bild-Ganzheiten nicht nur Vorläufer in der Philosophie findet – neben

Scheler und Rothacker diskutiert Schemann auch den Platonischen Dialog 'Kratylos' auf die Frage hin, inwieweit Platons Ideen nicht eigentlich Bildcharakter zugesprochen werden müsse –, sondern auch in der Sprachwissenschaft selbst. Erinnert sei nur an wichtige Theoreme des amerikanischen Anthropologen und Ethnolinguisten Franz Boas¹, die überraschende Ähnlichkeiten zu Schemannschen Formulierungen aufweisen. Fragwürdig bleibt aber dennoch die Anbindung an die letzten Ausläufer einer positiven Metaphysik, so als habe es die radikale Metaphysikkritik eines Wittgenstein, Heidegger, Adorno und die daran anschließende Postmoderne beziehungsweise den Versuch einer Rettung des transzendentalphilosophischen Ansatzes (Habermas, Apel), der aber eben ohne eine Reflektion auf die Metaphysikkritik naïv-anachronistisch geblieben wäre, nicht gegeben. Durch die Hypostasierung metaphysischer Entitäten, ohne den Durchlauf durch die Mühlen einer negativen Metaphysik, läuft H. Schemann Gefahr in einen Diskurs zurückzufallen, der aufgrund der Entwicklung der Philosophie der letzten 80 Jahre nicht ernst genommen zu werden bräuchte.

3) Problematisch bleibt auch die unzureichende philosophische Begründung für die Nichtbeachtung der Temporalität (man vergleiche S. 120) als möglichen grundlegenden Faktors der Sprachgenese bei gleichzeitiger fast uneingeschränkter Privilegierung der Räumlichkeit. Zumindest scheint es notwendig – man denke nur an die Kantschen Anschauungsformen von Raum und Zeit, an J.G. Hamanns vieldeutige Äußerung "Die älteste Sprache war Musik, das leibhafte Urbild alles Zeitmaßes ..."², an Heideggers Degradierung des Raumbegriffes im Zusammenhang mit seiner Fundamentalisierung der Temporalität – die Zeitlichkeit mit in eine Fundamentalanalyse des Prozesses der Sprachgenese einzubeziehen.

4) H. Schemann verzichtet bewusst auf die Erörterung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse (S. 6; er nennt in diesem Zusammenhang die Gehirnphysiologie, Gehirnpsychologie, Psychopathologie und naturwissenschaftliche Anthropologie) und begründet dies mit dem hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen Charakter seines Ansatzes. Dies hindert ihn jedoch nicht daran, dann doch diverse neuere Einsichten naturwissenschaftlicher Evolutionstheorien unterschiedlicher Provenienz gelegentlich mit in die Diskussion einzubringen. Dies ist auch durchaus legitim, wünschenswert wäre aber dann eben doch, dass neuere Erkenntnisse speziell zum Sprachproblem systematischer berücksichtigt würden. Interessant wäre zum Beispiel bezüglich der Bild-Gestalt-Frage die Berücksichtigung neurobiologischer Forschungen, wie sie etwa von H. Maturana – F. Varela³ mit direktem Bezug zum Sprachproblem durchgeführt wurden, oder bezüglich der Frage der vorgängigen Funktion der Zeitlichkeit im Sprachentstehungsprozess diejenige neurophysiologischer For-

¹ Introduction, in: Franz Boas (Hg.), Handbook of American Indian Languages, Oosterhout N.B., The Netherlands. (Nachdruck der Ausgabe von 1911 [Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology Bull. 40]), S. 5-83, hier S. 43.

² J.G. Hamann, Sämtliche Werke, III, S. 286.

³ Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln unseres Erkennens, Bern u.a. 1987.

schungen, zu denen uns auch bezogen auf den thematischen Rahmen zum Beispiel E. Pöppel⁴ einen guten Überblick verschafft.

All diesen kritischen Einwänden ist aber gerade auch die Fruchtbarkeit des Schemannschen Vorstoßes abzulesen, denn indem er die sowieso nicht sicheren Grenzen abgesteckter einzelwissenschaftlicher Bereiche verlässt und die Scheuklappen des Spezialisten ablegt, schafft er Raum für eine Problematisierung der sprachgenetischen Thematik, der man ansonsten aus Angst, sich die Finger zu verbrennen, lieber nicht zu nahe rückt. Diese Barrieren hilft H. Schemann wegzuräumen und eröffnet uns mit seinem Buch einen Blick in Gefilde, die trotz oder gerade wegen des vielfach beschworenen Todes der Metaphysik (und des Subjekts) nichts an ihrer Faszination eingeübt haben.

BRAGA

BERNHARD J. SYLLA